

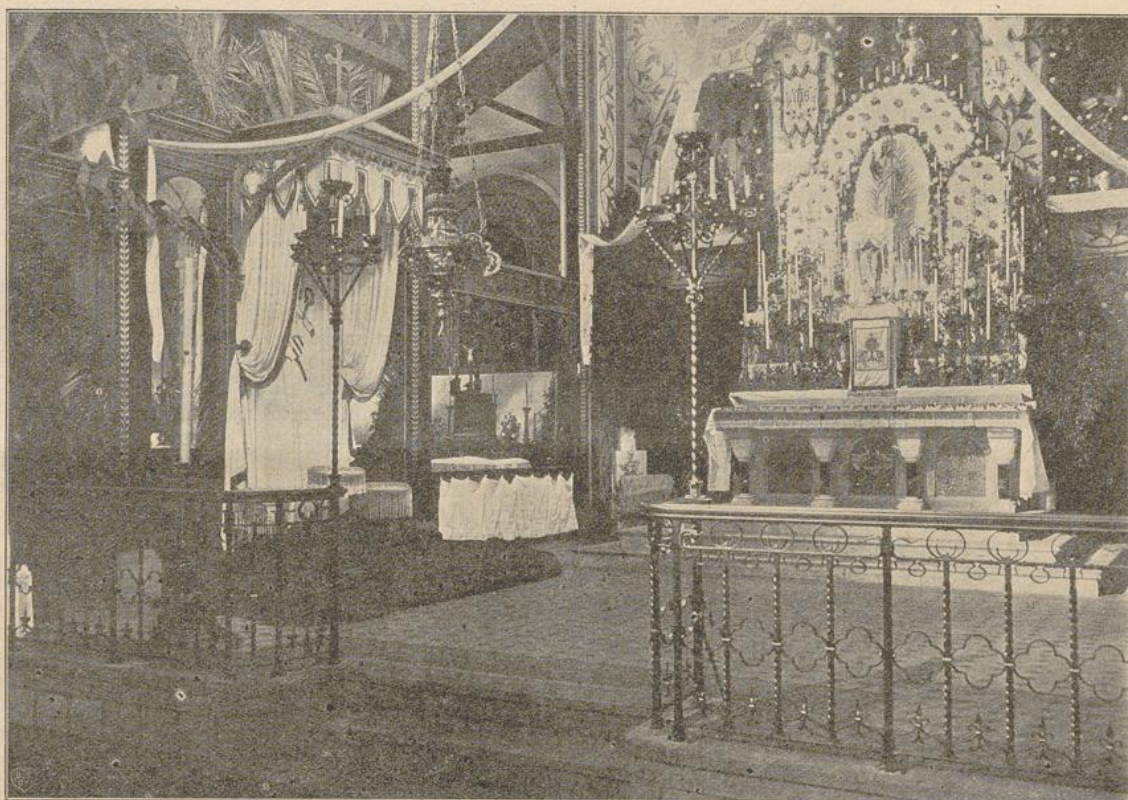
Erinnerungen eines Hundertjährigen.

Die schöne Zeremonie bezieht sich natürlich auf den Christen, der, dem Rufe der Glocke folgend, zur Kirche eilt. Hier ist sodann der Altar, die heilige Opferstätte, das vom Feuer des hl. Geistes entzündete Rauchgefäß, welches die gläubige Seele mit Andachtsglut erfüllt und dem Dufte jeglicher Tugend in Gesinnung, Wort und Werk. Ja, der getaufte und gesalbte Christ soll selber sein eine „lebendige Glocke“, durch die Macht des guten Beispiels vor allem Volk, wodurch er viele andere zum wahren Glauben führt und aufrichtigem Gottesdienst.

Während sodann der Diakon das Evangelium sang, in dem uns der Herr unter dem Bilde der geschäftigen Martha und der still seinen Worten lauschenden Maria

zeichen, worauf die Prozession unter klingendem Spiel wieder ins Trappist Kloster zurückkehrte.

Zum Schlusse sagen wir unsern geehrten Wohltätern unsern herzlichsten Dank und ein tausendfaches „Vergelts Gott“ für die schöne, opferwillige Gesinnung, mit der sie unserm, in der September-Nummer v. J. veröffentlichten Aufruf zu milden Beiträgen für die neuen Glocken entgegenkamen. Der Herr kennt die Gabe des Reichen und das Scherflein des Armen, und möge es jedem lohnen je nach seinen besonderen Anliegen, Bedürfnissen und Nöten. Vollständig gedeckt sind allerdings die Auslagen für das schöne Geläute unserer St. Josephskirche bei weitem noch nicht. Letztere belaufen sich auf ungefähr 3500 Mark, dazu treffen



Chor der Abteikirche Mariannhill: festlicher Schmuck am hl. Ostertage.

die Sorge für das „eine Notwendige“ nahelegt, nahm hinter jeder der geweihten Glocken einer unserer Brüder Platz. Kaum war das letzte Wort des Evangeliums verklungen, so begann das kleine Dominusglocklein zu läuten, und mit seinem reinen, silberhellen Klang verband sich in rascher Folge der Ton des St. Bernardus- und Gerardus-Glocklein, es folgten alle übrigen elf kleineren Glocken und zuletzt die im Atrium hängenden großen, und endlich war es ein Gewirre von singenden, jubelnden und gewaltig dröhnenden Stimmen und Tönen, daß sich davon gar wundersam jedes Herz ergriffen fühlte. Die Glocken waren geweiht und erfüllten zum erstenmal ihr hehres Amt, in lauter und freudiger Verkündigung der „frohen Botschaft“ im Heidenland! —

Der Ehrwürdige Vater Abt formierte nach einer Weile über die neugeweihten Glocken das hl. Kreuz-

mit Zubehör und Glockenstuhl auf die Marien-Glocke etwa 1700, auf die St. Joachims-glocke 1200 und die St. Anna-Glocke 600 Mark. Vielleicht findet sich unter unsern geehrten Lesern und Leserinnen eine edle, hochherzige Seele, welche für eine der genannten Glocken allein den vollen Preis bezahlen will. Es wäre das ein überaus schönes Werk, das in seinen Wirkungen fortbauerte viele Jahrhunderte über die Lebensdauer der braven Spender hinaus, ein Werk, das ihr Sterbestündchen erleichterte und ihnen hundertfachen Segen einbrachte für Zeit und Ewigkeit.

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.)

Von Schw. Engelberta.

Es ist drei Uhr nachmittags; die Tageschule ist aus, und durch die zwei Türen des Schulhauses drängen

und schieben sich hier die Buben, dort die Mädchen hinaus ins Freie. Welch' munteres Singen und Lachen allüberall, von allen Gäßchen und Pfaden klingen Kinderstimmen in buntem Gewirr, bis sich endlich die anfangs so dichten Gruppen mehr und mehr lichten, indem hier ein Schulkind ins elterliche Heim abbiegt und dort eins, was aber bei den urwüchsigten Knaben in der Regel erst dann geschieht, nachdem sie sich gegenseitig zuvor ein paar kräftige Püffe verabreicht haben.

Bald steht mein liebes Schulhäuschen still und einsam da. Ich bringe meine Sachen schnell in Ordnung, schliesse zu und wandere sodann nach der Wohnung des alten Leonhard hinüber, bei dem ich gerade noch auf ein halbes Stündchen eintreten kann, um mir seine Geschichte weiter erzählen zu lassen. Richtig, da sitzt er schon! Der Lärm der vorüberziehenden Schulkinder hat ihn herausgelockt. Er weiß, daß ich bald kommen werde, und da heute ein recht freundliches Wetter ist, hat er im Freien, unter einem Pflirsichbaume Platz genommen.

„Das ist schön von dir, Väterchen, daß du schon auf mich wartest. Fange nur gleich an mit deiner Erzählung!“ — „Nun, also von der Jagd, den Ober- und Leopardenjagden habe ich das vorigemal gesprochen; heute, Intosazana, möchte ich Einiges erzählen von meinen Schlangen-Abenteuern. Du weißt, ich habe in der ganzen weiten Umgegend einen Ruf als Schlangendoktor. Selbst die Trappisten nehmen, sobald irgendwo, sei es bei einem Menschen oder einem Tier, ein Schlangenbiß vorkommt, ihre Zuflucht bei mir. Sie kennen eben die Kraft meiner Medicinen und wissen, daß ich selbst gegen die gefährlichsten und giftigsten Schlangen noch meine heilsamen Gegenmittel parat habe. Ich habe in meinem langen, vielbewegten Leben schon gar vielen geholfen, und bei meinen Landsleuten hat mir meine Kunst manches Stück Vieh eingebracht, denn du weißt, es ist bei uns Gesetz, daß einer einen Ochsen dafür zahle, wenn ihn jemand aus Todesgefahr gerettet. Bei den ärmeren Leuten begnügte ich mich allerdings mit einer bloßen Ziege, oder leistete meine Hilfe ganz umsonst. Nun möchtest du aber sicherlich gerne wissen, auf welche Weise ich denn so ein berühmter Schlangendoktor geworden. Das kam so:

Ich lebte noch daheim bei meinem Vater, war zwar schon erwachsen, aber noch jung an Jahren. Eines Tages nun saßen wir beide, mein Vater und ich, vor unserer Hütte. Neben mir aber lag Impisi, mein großer, schöner Hund, der mir seiner trefflichen Eigenschaften wegen überaus lieb war. Und nun sollte ich das gute, treue Tier verlieren! Es war von einer sehr giftigen Schlange gebissen worden; der Fuß war ihm hoch aufgeschwollen und seit einer halben Stunde lag es da, so elend und schwach, als wolle es jeden Augenblick verenden. Während wir nun so dasahen und um den Hund trauerten, der uns, obgleich sterbenskrank, mit seinen treuen Augen so unendlich wehmüthig anblickte, kam ein Wanderer des Weges daher. Er grüßte, blieb bei uns stehen und besah den Fuß des kranken Tieres. „Wenn ihr es erlaubt“, sprach er zu meinem Vater, „will ich das Tier holen. Ich komme aus dem Pondoland, bin ein Schlangendoktor und habe gute Medicinen bei mir.“

Mein Vater sah den Fremdling etwas mißtrauisch an, ich aber konnte mich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren; es kam mir geradezu komisch vor,

einen Hund kurieren zu wollen, der jeden Augenblick krepieren konnte. Der Pondo aber zog, ohne unsere Antwort abzuwarten, eine Medizin heraus und tröpfelte sie dem Hunde langsam in den Nacken. Dann untersuchte er die Bißwunde, reinigte sie und goß ebenfalls von seiner Medizin einige Tropfen hinein. Nach einer Weile begannen die Augen meines treuen Impisi sich merkwürdig zu beleben. Er stand auf, lief etwas im Kreise umher und begann sich zu erbrechen. Er war gerettet; nach wenigen Tagen war er frisch und munter wie zuvor.

Wer beschreibt meine Freude und mein Erstaunen? Der brave Schlangendoktor mußte mehrere Tage bei uns bleiben, und wir erwiesen ihm alle nur erdenkliche Gastfreundschaft. Eines Abends sprach er zu meinem Vater: „Du hast an deinem Erstgeborenen einen sehr klugen und tapferen Sohn, wenn es dir recht ist, so will ich ihn in alle meine Geheimnisse einweihen und ihn zu einem berühmten Schlangendoktor machen.“ Mein Vater war's zufrieden, und ich selbst griff natürlich mit beiden Händen zu. Was konnte mir lieber sein, als der Besitz so geheimnisvoller Künste?

Der Pondo blieb also bei uns, und der Unterricht begann. Zunächst mußten wir allerdings den Neumond abwarten; als er eingetreten war, rieb er mir den ganzen Leib vom Kopf bis zu den Füßen mit Schlangengift ein. „Von nun an bist du sicher gegen jeden Schlangenbiß“, versicherte der Doktor, „und solltest du auch mitten in ein Schlangennest treten.“ Als weiteres Schutzmittel gab er mir einen Gürtel aus Schlangenhaut; ich mußte ihn um die Mitte des Leibes binden und sollte ihn fortan immer tragen. Um meinen Hals legte er eine Schnur aus Glasperlen, und daran hing ein Ziegenhörnchen, gleichfalls gefüllt mit Schlangenmedizin. Nun war ich gebührend ausgerüstet und konnte mit ihm auf die Schlangenjagd gehen.

Er suchte mit mir eine Moehede auf, wo es von Schlangen förmlich zu wimmeln pflegte. Bald raschelte es auch, im Grase und in der Hecke, und es erschienen von vorn und hinten, von rechts und links Schlangen von allen Farben und Größen. Einzelne verschwanden schnell wieder in der Hecke, andere züchteten oder richteten sich mit züngelndem Kopf wie ein Stoch in die Höhe. Ich wollte entsezt die Flucht ergreifen; er aber hielt mich zurück und versicherte mich hoch und teuer, ich hätte fortan keine Schlange mehr zu fürchten. In der That, keine griff uns an, weder ihn noch mich, obgleich wir beide angingen, mit unsern Stöcken nach allen Seiten auf sie loszuschlagen. Wir töteten ihrer in jener einzigen Nacht eine ganze Menge und nahmen sie als willkommenen Beute mit nach Hause. Hier lehrte er mich, sie kunstgerecht abzuhäuten, ihnen die Eingeweide, namentlich Herz, Galle und Leber auszunehmen und das Gewonnene zu kostbaren Medicinen zu verarbeiten. Zuerst wurden sie gekocht, dann zwischen zwei Steinen zermahlen und pulverisirt und endlich in kleinen Hörnchen, Dosen oder Beutelschen mit Sorgfalt aufbewahrt. Sieh, dort hinten an der Wand meiner Hütte, nahe dem Strohdach, hängen jetzt meine Hörnchen und Beutelschen. Früher trug ich sie am Hals, doch seit ich Christ bin, trag' ich dafür den Rosenkranz; er ist mir nun lieber als jede Perlen-schnur und übertrifft an Wert all meine Medicinen.

Nun könnte ich dir eine Menge von Heilungen erzählen, die ich bei Schlangenbiß sowohl unter meinen Landsleuten, wie bei den Weißen bewirkte — manche derselben grenzen geradezu ans Wunderbare, — doch ich

will damit die Zeit nicht verlieren, bin ich ja doch mit der Erzählung meiner Lebensgeschichte erst bei meinen Jünglingsjahren, und ich habe noch so vieles, vieles zu berichten. Reich an Erlebnissen mannigfacher Art war auch mein späteres Leben, als ich im vollen Mannesalter stand, und dann, dann kam die glückliche Zeit, in der aus dem stolzen, heidnischen Duma der christliche Leonhard wurde. Doch so weit sind wir noch lange nicht; vorerst, Intofazana, will ich dir erzählen, wie ich zu den ama-Bunu (Buren) kam, und was ich dort erlebte.

Du weißt, wenige Jahre nach Tschalas Tod, unter der Herrschaft des Königs Dingaan, kamen über die Drakensberge herüber eine Menge Weiße in unser Land. Es waren keine Engländer, sondern ama-Bunu (Buren). Sie besaßen große Viehherden und lebten in manchen Stücken wie die Schwarzen. Ihre großen, schweren, mit Segeltüchern überspannten Wagen dienten ihnen zugleich als Häuser, und das Vieh hatten sie nachts unter freiem Himmel im Viehtraal stehen, ebenso wie wir. Gegen uns Schwarze waren sie derb und grob, doch die Arbeit bezahlten sie gut. Wer zwei Monate bei ihnen arbeitete, erhielt einen Ochsen als Lohn; das gab also in einem Jahre ein volles halbes Duzend. Das zog viele Kaffernburschen mächtig an; denn sobald einer zehn Ochsen hatte, konnte er sich ein Mädchen kaufen und einen eigenen Hausstand gründen.

Eines Tages entschloß ich mich, ebenfalls bei den Buren in Dienst zu treten. Ich hatte zu Hause einen Verdruß gehabt, und daher brach ich eines Morgens in aller Frühe auf und verließ, ohne ein Wort des Abschieds, den heimatlichen Kraal. Nach langer Wanderung fand ich Arbeit bei einer großen Burenfamilie; Mann und Frau, Großvater und Schwiegermutter, eine Schwester und zwei Brüder des Hausherrn — letzterer wurde allgemein mit „Baas“ tituliert — und eine große Zahl von Kindern, alles lebte da in Frieden beieinander. Der Bur war reich und besaß eine Menge Vieh. Er war eben daran, sich aus Baumstämmen ein Haus zu bauen. Fünf große, mit Zeltbälchen überspannte Wagen standen im Kreise beisammen; sie bildeten eine förmliche Burg und dienten vorläufig den Insassen noch als Wohnung. Wir Schwarzen aber — außer mir standen noch zwei andere Burschen, junge Leute von 16–17 Jahren, in Arbeit, — schloßen unter den Wagen, und Nachts wurden rings um die Wagenburg und den Viehtraal große Feuer angezündet zum Schutz gegen wilde Tiere.

Der Baas war mir sehr gewogen und schenkte mir in allem sein vollstes Vertrauen. Dafür arbeitete ich auch mit wahrer Herzenslust; ich besorgte das Vieh, bestellte das Ackerfeld, und leitete das ganze Fuhrwesen. Die beiden anderen Schwarzen waren bloß meine Gehilfen. Nicht minder stand ich bei der wackeren Burenfrau in Gunst und Ehren. Sie war ein großes, starkes Weib, trug ihre Babies wie ein Kaffernweib auf dem Rücken, arbeitete viel, ging auch mit auf die Jagd und handhabte das Gewehr so sicher wie ihr Mann und ihre Schwäger. Furcht war ihr unbekannt. Ich besorgte ihr namentlich die Milchwirtschaft; das Melken hatte ich schon zu Hause gelernt, denn wie du weißt, ist das bei uns Schwarzen Sache der Männer, und nicht der Frauen — und ging ihr auch sonst hilfreich zur Hand, weshalb sie zu sagen pflegte, sie hätte noch nie einen Schwarzen gehabt, der so flink, hlaka-

nipele (flug) und verlässig gewesen wäre, wie ich. Desgleichen liebten mich die Kinder der großen Burenfamilie gar sehr. (Fortf. folgt.)

Vergebliche Arbeit.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Keilands. — Drüben im nahen Tembuland liegt ein überaus großes Missionsfeld vor uns. So weit das Auge nur reicht, steht da ein Kraal neben dem andern, sodaß dieser Anblick dem seeleneifrigen Missionär die helle Freude verursacht. Doch leider ist die Missionierung dieses Gebietes mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die hier wohnenden Volksstämme gelten als hart und zeigen sich im allgemeinen dem Christentum viel weniger zugänglich, als die Kaffern in Natal. Wagt der Missionär bei ihnen einen pastoralen Besuch, so darf er sich mit einer wahrhaft apostolischen Geduld ausrüsten, und kommt er abends todmüde nach Hause, so tröstet ihn oft nichts als der Gedanke, seine Pflicht getan zu haben. Außere Erfolge sieht er vielfach keine, wohl aber wird er zuweilen von diesen rohen Heiden, die sich selber „Kinder des Teufels“ nennen, in gröblichster Weise insultiert. Von vielen derartigen Fällen nur einen:

Etwa zehn Minuten von unserer Außenstation Zigudu entfernt war ein alter, kranker Mann, dem der Tod sozusagen schon auf der Stirne stand. Er hieß Intohate. P. Rektor machte ihm einen Besuch, fand bei ihm ein ziemlich freundliches Entgegenkommen und begann sodann den Vorbereitungsunterricht für die hl. Taufe. Sechsmal erneuerte er seinen Besuch, so oft er aber den Kranken fragte, ob er nun getauft werden wolle, entgegnete jener, diese Frage müsse der Familienrat entscheiden, und zu diesem Behufe mußten erst alle seine Verwandten, die weit umher zerstreut wohnten, zusammenkommen. Beim nächsten Besuche fand P. Rektor vor der Hütte des Kranken eine Menge heidnischer Männer versammelt, die ihn gehörig anschauzten. Darunter war wenigstens ein Duzend schwarzer Doktoren. Einige von ihnen hatten ihr Gesicht weiß angestrichen, einer den Kopf ganz kahl geschoren, und der Hauptdoktor hatte ein Affensfell um seinen Kopf geschlungen und trug zum Zeichen seiner Würde eine Art Krone aus Haaren.

P. Rektor fragte einen, der einen Affagai in der Hand trug, wie es dem Kranken gehe. Die lakonische Antwort war: „Er ist ziemlich krank.“

„Kann ich zu ihm hineingehen und mit ihm beten?“ — „Darüber müssen wir erst mit diesen Männern hier beraten.“

Nun wandte sich P. Rektor an die betreffenden Männer und stellte an den Haupt-Gqira (Doktor), einen noch jungen Mann, die Frage, was sie hier wollten. Er antwortete: „Wir kommen von weit her und gehen an diesem Kraal vorüber.“ — „Wo ist der Kranke?“ — „Ich weiß es nicht; vielleicht drinnen in der Hütte.“ Dabei lachten alle so höhnisch, daß dem P. Missionär alle weitere Lust verging, mit ihnen noch länger zu unterhandeln. Er kehrte also zur Schule, nach Zigudu, zurück.

Nachmittags um 1 Uhr schickte er seinen Katecheten Peter Gidimi zum Kranken, doch nach einer Stunde kehrte auch dieser unverrichteter Dinge zurück. Der alte Mann wollte sich aus Furcht vor den anwesenden Doktoren nicht mehr taufen lassen. Letztere hätten es auch gar nicht zugelassen.